

Zeitschrift: Werdenberger Jahrbuch : Beiträge zu Geschichte und Kultur der Gemeinden Wartau, Sevelen, Buchs, Grabs, Gams und Sennwald

Herausgeber: Historischer Verein der Region Werdenberg

Band: 26 (2013)

Rubrik: Unheimliche Erscheinungen : der Gröahüetler, Strafer und Wetterkünder

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 01.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der Gröahüetler, Strafer und Wetterkünder



Wodans Heer, ein nächtlicher Geisterzug

Der Geisterzug selbst zieht mit fürchterlichem Gerassel, unter Schreien, Johlen, Heulen, Jammern, Ächzen und Stöhnen durch die Luft. Manchmal macht er aber auch liebliche Musik, was dann meist als ein gutes Vorzeichen verstanden wird. Männer, Frauen und Kinder, die vorzeitig einen gewaltsamen oder unglücklichen Tod gefunden haben, nehmen am Zug teil.¹ Auch Tiere, besonders Pferde und Hunde, ziehen mit.

Allgemein ist die Wilde Jagd dem Menschen nicht feindlich gesinnt, doch ist es ratsam, sich niederzuwerfen oder sich im Haus einzuschliessen und zu beten. Wer das Heer provoziert oder ihm spottet, wird unweigerlich Schaden davontragen, und wer absichtlich aus dem Fenster schaut, um das Heer zu beobachten, dem schwillt etwa der Kopf an, so dass er ihn nicht mehr zurücksiehen kann.

Der Sagenkomplex der Wilden Jagd wird nicht einheitlich gedeutet. Die Namen – wie etwa das schweizerdeutsche «Wütisheer» – weisen deutlich auf den germanischen Gott Wodan hin. Eine andere Deutung sieht das Wilde Heer eher als Produkt von Ängsten, da sich die Menschen vor den nächtlichen Winterstürmen fürchteten und ihnen die engere Gemeinschaft mit den Toten während der dunklen Winterzeit unheimlich schien.

¹ Siehe dazu das Kapitel «Das Nacht- oder Totenvolk», S. 161 ff.

Erscheinungen am Nachthimmel, die allgemein als eine aus übernatürlichen Wesen bestehende Jagdgesellschaft interpretiert werden, bezeichnet man als «Wilde Jagd», «Wildes Heer» oder «Wütendes Heer». Die damit verbundenen Vorstellungen und Bräuche reichen weit in vorchristliche Zeit zurück. Das wilde Heer zieht besonders in der Zeit zwischen Weihnachten und dem Dreikönigstag – den sogenannten zwölf Raunächten – durch die Lüfte. Es sind dies zugleich die Lostage, an denen man die Witterung für die kommenden zwölf Monate ablesen kann. Aber auch die Fasnachtszeit, die Fronfasten und selbst der Karfreitag kennen diese Erscheinung, wobei die christlichen Daten die älteren vorchristlichen Ursprünge überlagert haben.

Kapitelüberblick

- **Das wilde Heer über Magletsch** (Wartau). Wodan und sein Gefolge reiten über Magletsch.
- **Die Gäste des Gröahüetlers** (Wartau). Der Gröahüetler ist Mahner und Wetterkünder.
- **Der Gröahüetler als Wetterkünder** (Wartau/Sargans). Der Gröahüetler erscheint auf Palfris.
- **Der Gröahüetler auf Palfris** (Wartau). Der Gröahüetler schreckt einen Knaben (Gedicht).
- **Der Rappe des Gröahüetlers** (Wartau). Drei Frühaufsteher werden durch ein Fohlen genarrt.
- **Der Stofelrugger** (Sevelen). Das Stofelrücken zeigt Wetterwechsel an.
- **Das Kuhrücken auf Altsess** (Sevelen). Der Trappli als Wetterkünder verursacht das Kuhrücken.
- **Der Oberhägler** (Gams). Geisterhaftes Jauchzen führt zu einem Wetterumsturz.
- **Der grausame Senn** (Gams). Ein grausamer Senn wird hart bestraft.
- **Die Geistersennen** (Gams). Ein Gamser erlebt nach der Alpbabfahrt Furchtbares.
- **Vom Hans-Joas und seinen schrecklichen Buben** (Wartau). Der versteinerte Hans-Joas beschaut sein einstiges Paradies.

Zur Abbildung am Textanfang: «Wodans Wilde Jagd» am Nachthimmel, die vor allem während der Raunächte beobachtet wurde. Die damit verbundenen Vorstellungen reichen in vorchristliche Zeit zurück. Bild in Wägner 1882

Das Alprücken

Weit herum herrscht der Volksglaube, dass nach dem Abzug von den Alpen Dämonen von den verlassenen Hütten Besitz ergreifen und ihr Sennenunwesen treiben: Geisterhafte Hirten oder Herden ziehen über die Alpen und das Tal. Die Vorstellung von mythischen Viehherden ist wohl so alt wie das Hirtenleben selbst. Die Erinnerung an die Wilde Jagd ist damit auch bei den Viehbesitzern nicht geschwunden und wird mit der Herdensage oft verschmolzen. Das kurze sommerliche Alpleben, unsicher und gefahrvoll, findet seine Sagen von der Wilden Jagd auffallend ähnliche Verbildlichung im Mythos vom Alprücken, das heisst von der nächtlichen geheimnisvollen Entrückung der Viehherden von ihren Weideplätzen durch unbekannte, überirdische Mächte.

Sturm-gott Wodan, der «Gröahüetler» in den Wartauer Sagen

Wenn der Sturm-gott Wodan alles in zerstörende Bewegung versetzt, reitet er auf dem milchweissen Pferd und ist in einen weiten, blauen und fleckigen Mantel gehüllt. Er trägt einen breitkrepfigen Hut, reitet bald allein, bald an der Spitze der Wilden Jagd und ihres Gefolges. Eine Eule fliegt dem Zug voran, Raben und Hunde folgen mit den Lichtern. Wodans Mantel ist der Himmel, der Hut das graue Gewölk, und die Asche leckenden Hunde, die sich in Küche und Kamin verirren, das sind die Winde. Der nach Schwefel stinkende Pferdeknöchel, den er den Leuten zuwirft, verkörpert den Blitz. Die Schilderungen sind der Natur entnommen und passen zum Gewittersturm.

Wodan aber ist auch der *Gröahüetler* in den Wartauer Sagen, wo er den Wetterkürer und harten Strafer darstellt. Im Volksglauben wird durch ihn keine Sünde so hart bestraft, wie der Undank der Kinder gegen die Eltern: Wer die Mutter schlägt, dem wächst die frevelnde Hand dereinst zum Grab heraus. Als Gröahüetler trägt er meist einen grasgrünen Hut mit drei Adler-

federn. Wenn es zu Fest und Kampf geht, reitet er den ungezäumten Schimmel, den jene zum Heimritt erhalten, die ihm Freude bereiten.

Zieht der Gröahüetler aber aus, die Spitzbuben zu schrecken oder zu züchtigen, dann reitet er den Rappen mit dem weissen Stirnfleck. Seine Strafen haben die grösste Vielfältigkeit und sind den Übeltätern und der Sachlage angepasst. Das Strafen bereitet ihm indessen keine Freude, sondern das Gegenteil. Meineidige, Ehebrecher, falsche Richter und andere Bösewichte schindet er, indem sie weit im Berg, wo es weder ein Entrinnen noch ein Erbarmen gibt, in knietiefem Natterngift und Wolfsgeifer waten müssen.

Vom Teufel geritten

Das Pferd als ständiger Begleiter Wodans verkörpert ungeachtet seiner Nützlichkeit als Zug- und Lasttier in Landwirtschaft und Transportwesen mehrheitlich das negative Prinzip, indem es mit dem Tod, den Verdammten oder den büssenden Seelen, mit der Hölle, dem Teufel und seinen Verbündeten sowie den Sündern und den Sünden verknüpft wird. Die Theologen des Mittelalters deuteten das Pferd als Sinnbild der Geilheit, des Antichristen und des Stolzes – möglicherweise wegen der hohen Kopf- und Halshaltung. Arme Seelen und Verdammte reiten – da sie dem Teufel gehören – rücklings auf Pferden durch die Lüfte oder erscheinen als Wiedergänger in Pferdegestalt.

Dieser Umstand dürfte im prophetischen Denken der Bibel mit seiner Eröffnung des Weltuntergangs begründet liegen, wo Pferde und ihre Reiter als Vollstrecker der göttlichen Strafgerichte auftreten. In der Offenbarung des Johannes versinnbildlichen drei der vier apokalyptischen Reiter – auf einem falben, roten und schwarzen Pferd reitend – gleichsam Tod, Sünde und Unterwelt, was zur verbreiteten Meinung führte, dass böse Menschen «vom Teufel geritten» würden. Wie schon mehrere antike Schriftsteller verbanden zudem auch die Propheten des Alten Tes-

taments das Pferd mit der Luxuria, der normwidrigen sexuellen Lust. Jeremia bezeichnete beispielsweise seine sündigen Landsleute als «geile Hengste, jeder wiehere nach der Frau des Nächsten».

HG

Nach Henne 1874, S. 95; Gabathuler 1938, S. 201 ff.; Senti 2001, S. 372 ff.; Brunold-Bigler 2010, S. 75 ff.

• Das wilde Heer über Magletsch

Der Fridli und der Leart waren nach Mitternacht schweigsam auf dem Heimweg nach Oberschan. Als sie eben beim Chlausenstutz² bei Gretschins angelangt waren, begann es vom Magletsch her zu tosen und zu rauschen, als ob ein schrecklicher Sturm aufkämme. *Dänn hät s ggchlepft, ggchesslat un ggchnellt, ggchrach, praschtat und tütscht* – dann knallte und krachte es –, wie wenn Kriegersleute mit Schwertern, Hellebarden und Äxten unter furchtbaren Streichen Helme, Schwerter und Schilde schroteten und spalteten, als ob ein ganzer Zug Fuhrleute mit Steinfudern in gestrecktem Galopp über hölzerne Brücken daherdonnerte, als knallten sie mit ihren Peitschen, als piffen sie durch ihre Finger, als schlügen sie mit Stöcken auf ihre Pferde ein: *a Gghoi, a Ggschrai un an Lärma* wie in einer Schlacht!

Jetzt scheint plötzlich der Mond durch die Nebel auf Magletsch. Da reitet ein Riese ohne Zaum und Zügel auf einem glänzenden Schimmel, einen schrecklichen Speer in der Linken und ein gewaltiges Schwert in der Rechten, über die Felswand des Magletsch heraus. Sein Bart und das Mähnenhaar des Rosses sind eins. Sie scheinen wie Flammen im Wind; und Schwert und Spieß zünden wie der Blitz im Wetter. So reitet er voraus, und das grausige Tosen hinter ihm her, alles durch die Nebel und die Lüfte dem Bündnerland zu.

«*Das isch ds Wodis Heer* – das ist Wodans Heer mit seinem Gefolge –, sagt der Fridli. Wo aber ist der Leart? Der kniet am Wegrand, den Kopf auf den Knien, die Hände vor dem Gesicht und

betet: «Phüot-is der Härrgott! Ah, phüot-is!» Heimlich lacht der Fridli und sagt dann: «Steh auf, Leart, es ist schon vorbei!» «*Isch-as wörgglic vorbei, ds wüotig Heer? Mir isch gsiⁿ, der Magglätsch braschi aha, zsan der Wann ob am Dörfli* – mir schien, der Magletsch krache samt der Felswand auf das Dörfchen herunter. *I haⁿ mi nid töra verroda. Ojee, i chaⁿ bloas mea stuuⁿ!* – Ich durfte mich nicht mehr bewegen, ich kann kaum mehr stehen», schlottert der Leart mit butterweichen Knien.

Im Weitergehen meint der Fridli: «Das war eine Pracht, die man nicht alle Tage zu sehen bekommt. Hast du den Schimmelreiter auch gesehen?» «*I haⁿ gnuog kaⁿ vum Köara un haⁿ s nu gseaⁿ schiⁿna, wia wänn ds Dörfli Reggschins brünnti zsan der Chilcha*. – Ich hatte genug vom Hören und sah nur einen Schein, als ob das Dörflein Gretschins brennen würde mitsamt der Kirche. Ich wäre in einen Durchlass hineingekrochen, wenn ich es gekonnt hätte!» «Dieses Mal hast du aber etwas versäumt», entgegnet der Fridli. «*Säb ischt mer gliach!* Ich bin nicht einer, der meint, alles gesehen haben zu müssen», gibt der Leart zurück.

Gabathuler 1938, S. 188ff.

● Die Gäste des Gröhüetlers

Nach der Alpabfahrt räumte man wie üblich die Alp Palfris auf, trug Steine zusammen, ebnete Löcher aus und stutzte das Gestrüpp. Als die andern am Abend heimgingen, blieb Leart, der Jäger, noch im Hinderpalfris und plättelte einem alten Gamsbock seinen Weg im steilen Gelände: kleine Steinplättchen klebte er dort, wo der Gamsbock auf seinem täglichen Weidgang durch musste, mit Lehm auf den glatten Fels, damit er ausgleite und zu Tode stürze. Als der Leart die Falle fertig hatte, machte er sich in der Hütte noch einen Tatsch zum Nachtessen.

Ainersch mol goot s djuss in d Tür – pumm-pumm! – Plötzlich pocht es laut, und als die Tür aufschwingt, steht der Gröhüetler leibhaftig da. *An der Särta*



Wodans Heer oder die «Wilde Jagd» zeigt sich – vom Chamm her beobachtet – im Gewittersturm über dem Rhätikon. Foto Hansjakob Gabathuler, Buchs

juss wechlat der Schümmel – am Zaun wiehert sein Schimmel. «Bist du noch nicht im Land unten? Was willst du noch hier?», fragt der Grünhut. «Ich habe dem alten Gamsbock oben an der Gauschla geplättelt und würde ihn auch gern mitnehmen.» «Ja, jo – um diesen wäre es nicht mehr schade. Aber die weissen Gamsen, die gehören mir. Trag Sorge zu ihnen, sonst kriegen wir Streit miteinander. Jetzt musst du aber zusammenpacken, *i haⁿ hinacht Gaschtig* – ich habe heute Abend Gäste. Du kannst dich im Scherm aufhalten, aber zeig dich nicht und sei still!», befiehlt ihm der Grüne.

Der Leart leert den Tatsch in seinen Wetterhut und begibt sich zuoberst auf den Scherm, wo er vom Streuelager durch ein Guckloch die Hütte vor sich sieht. Dort pickt er seinen Tatsch aus dem Hut und gewahrt mit Erstaunen, wie die Hütte unvermittelt zu einem prächtigen Saal wird, hoch und weit bis hinüber zum Tschuggen reichend! Jetzt erscheinen die Gäste: stolze, wackere Weiber und Männer mit mächtigen Bärten, ein ganz fremdes Volk. Sie setzen sich an die Tafel, essen und trinken und geben einander Rätsel auf. Wenn einer nichts weiss oder eine dumme Antwort gibt, wird er ausgelacht, so

dass es rauscht, als ob eine Lawine oder eine Rufe losbrechen würde. Später tanzen sie, aber nur die Weiber, ganz besondere Tänze nach eigenartiger Musik und fremdem Takt, bis unten in Mels die Betglocke erklingt. Sofort ist alles wie Nebel aufgelöst, und in der Feuergrube verglimmt die letzte Glut.

Endlich schlief der Wildhüter ein. Aber als er am Vormittag hinaustrat, war die ganze Alp überschneit, und oben an der Gauschla stritten die Krähen miteinander. Er zog seine Schneereifen an und ging seinen Gamsbock holen. Lange musste er nicht suchen, die Schwarzfräcke hatten ihn angezeigt und erhielten dafür die Eingeweide als Lohn. Mit dem Bock ging dann auch der Jäger ins Tal, wo er ihn zu Hause sauber auszog, das Fleisch zerschnitt, das Blut mit Wasser auswusch, die Stücke für ein paar Wochen an die Sulz legte und sie dann für den Winter in den Kamin hängte.

Gabathuler 1938, S. 194ff.

² Als *Chlausenstutz* wurde der einstige steile Anstieg der Strasse vor dem Dorf Gretschins bezeichnet, die vor dem Dorfbrand von 1932 zwischen dem Haus Seifert und dessen Stadel ins Dörflein führte.

● **Der Gröahüetler als Wetterkünder**

Von der früheren Walsersiedlung auf Palfris ausgehend, spielte der Gröahüetler auch bei den benachbarten Berschner- und Tschlerlacher Äplern eine Rolle als Wetterkünder. Einige Buchser gingen vor vielen Jahren auf die Wartauer Alp Palfris, um nach ihrer Viehhabe zu sehen. Es wurde spät und sie mussten im dortigen Haus übernachten. Bei ihnen war auch ein Katholischer. Mitten in der Nacht erwachten sie an dessen lautem Rosenkranzbeten, was er so eifrig tat, als ob er es vom Stück hätte, wie sich ein Werdenberger mokierte. Sie gewahrten indes den Grund für das Beten bald. Es war nämlich durch die Tür herein ein grosser Mann getreten, einen gewaltigen Hut auf dem Kopf. Der Hüne trat zum Sennengeschirr, verrichtete mit grossem Geräusch seine Arbeit, als hätte er vollauf zu tun, und entfernte sich nachher wieder. Der Rosenkranzbeter erklärte den Freunden, von diesem Gröahüetler schon früher gewusst zu ha-

ben; er habe nicht geschlafen und ihn sogleich erkannt. – Am Morgen lag fast knietiefer Schnee auf der Alp.

Henne 1874, S. 378; Senti 2001, S. 372.

● **Der Gröahüetler auf Palfris**

Die Nacht liegt schwer auf Berg und Grat,
Der Donner grollt, ein Wetter naht!
Schon rast es heulend um den Scherm,
Der Senn am Kessi kennt den Lärm.

Seit tausend Jahren geht die Sag':
Der Mittwoch – ein verworfner Tag!³
Drum walte Gott in Fahr⁴ und Not,
Beschirm die Alp, wenn Unglück droht!

Es zuckt der Blitz durch Sturm und Nacht,
Am Hang die Wettertanne kracht,
Es flammen Himmel und die Erd',
Der Senn sitzt still am Feuerherd.

Da ruft sein Knabe auf dem Stroh:
«Mein Vater, sag, was poltert so?
Das Lärmen macht mir Angst und Qual,
Nun klopft es schon zum dritten Mal!»

Der Alpsenn lauscht und bleibet stumm,
Der Grünhut poltert wiederum,
In Lüften saust und braust sein Tross,
Er selbst voran auf weissem Ross.

Es rauscht das ganze wilde Heer
Im jähen Wettersturm daher!
Mit Urgewalt es pfeift und dröhnt,
Dass ringsum alles ächzt und stöhnt!

Der Stein bricht los vom Schindeldach,
Aufschreit der Bub im Schlafgemach.
Die Nacht wird ihm zur Ewigkeit. –
Am Morgen liegt die Alp verschneit.

Kuratli 1986, S. 79.

● **Der Rappe des Gröahüetlers**

Es war August, Leermond, eine stille,
prächtige Nacht, als drei Malanser früh
morgens um zwei Uhr durch die Holz-
gasse hinaufmarschierten, um auf dem
Walserberg zu heuen. Das Heuwerk-
zeug geschultert, den Ranzen auf dem
Rücken, in der Hand einen wackeren
Stock, so waren sie losgezogen.

Nach dem nächtlichen Wetterumschlag lassen der Gröahüetler und sein Gefolge Hinderpalfris mit Alvier, Chemmi und Gauschla verschneit zurück.

Foto Hansjakob Gabathuler,
Buchs



Der eine oder der andere wusste immer etwas zu erzählen: vom Viehpreis, vom Alpzens, vom Nachbarn, vom Bundesrat oder vom Manuel in Italien. Zuletzt brachten sie auch die Hexen und den Kobold im Tuuf *uf ds Tapeet* – zur Sprache. «Ach was, geh mir weg mit den Hexen! Es gibt sie ja schon lange nicht mehr. Die letzte haben schliesslich die Glarner schon vor vielen Jahren hingerichtet!», wusste einer der drei.

Auf Fersplanis kamen sie auf die Tratt. Plötzlich aber war ihnen, als ob ihnen jemand wie auf Filzschuhen folgte und immer näher käme. Sie konnten aber in der Dunkelheit nichts erkennen. Jetzt aber bückte sich einer, schaute gegen den Himmel und sah *a tüüggerligs Ross* – ein mächtiges Pferd – mit einem Stern mitten auf der Stirn. «*Bim Schtrool, ds Gröahüetters Choli* – der Rappe des Gröahüetters! Will's Gott!» Das aber machte ihnen Beine! Wie die Rehe eilten sie nun durch den steilen Weg aufwärts und beschnitten mit den geschulterten Sennen das Gebüsch am Weg. Aber dem einen wurde es plötzlich zu viel; *där hät a Staiⁿchröpfli kaⁿ gad unna-n am Bitzgi* – er hatte einen Kropf unterhalb des Kehlkopfs –, musste dadurch schwerer atmen als die andern und blieb etwas zurück. Wenn die Vorderen beteten: «Alle guten Geister loben Gott», dann brachte er nur noch unter schwerem Schnaufen heraus: «*Un i oo* – und ich auch!» *Un dänn wider schnuuⁿfa-n un pfuuⁿfa* – «*un i oo!*»

Eigenartig, obwohl er im eigenen Schweiss badet, ist ihm doch, den heissen Atem des Rappen ständig im Genick zu spüren, was ihm beinahe das Herz und das Blut gefrieren lässt. Beim Lafadarschgatter springen die ersten beiden *im Sorr* – eilends – über die *Schtiigala*. Der Kropfli aber wirft das Heugeschirr samt dem Ranzen ins Gras, setzt sich schwer atmend an den Wegrand und sagt, wie einer, der fertig ist mit der Welt und sein Testament gesiegelt im Hosensack trägt: «Jetzt, Teufel, nimm mich – oder nimm mich nicht – ich mag nicht mehr laufen!»

Derzuo hät er gganggat un pfnuuⁿschat, wia der Blosbalg vum Schlosser im Tobel, un der Choli hät all das t jo ggungga vor am zuoi un ggscharrat im Strössli – dazu pumpt er wie der Blasebalg des Schlossers im Tobel, und der Rappe winkt in einem fort, als ob er ja sagen wollte, und scharrt vor ihm im Strässchen.

Es beginnt zu tagen. Jetzt endlich schaut der Kropfli den Rappen richtig an und sieht, dass es das Fohlen seines Nachbarn ist. Das hätte gerne *a Schnüⁿferli Broat* – ein Stücklein Brot – gehabt und war ihnen darum in der Dunkelheit auf Schritt und Tritt gefolgt.

 Gabathuler 1938, S. 7ff.

● Der Stofelruggen

Wenn das Vieh zum Melken beim Stofel bereitstand, sahen die Sennen auf der Seveler Alp Farnboden oft urplötzlich unter den sonst ruhigen Tieren eine Bewegung entstehen. Ehe man sich's versah, rannten alle Kühe in wilder Hast vom Stofel weg, ohne dass man je den geisterhaften Treiber gewahr werden konnte. Das heissen die Sennen das Stofelruggen und den Treibenden den Stofelruggen. Das fand aber nur dann statt, wenn unter den Melkern kein Wort gesprochen wurde; redeten sie miteinander oder mit dem Vieh, so geschah gar nichts. Jedesmal aber fiel nach dem Stofelruggen wüstes Wetter ein.

 Nach Henne 1874, S. 96.

● Das Kuhrücken auf Altsess

«*Du Hans*», erklärte eines Abends der Senn auf der Alp Altsess seinem Handbuben, «*der Trappli hät si ggchünnt; d Chüe hän ggruggt. Die nächst Nacht schneit s; morn faaren mir vu Alp; recht d Schleipf her* – der Trappli hat sich angekündigt, die Kühe haben gerückt. Die nächste Nacht wird es Schnee geben, morgen fahren wir von der Alp; rüste die Schleipf!» Und wirklich, es geschah so, wie es der Senn vorausgesagt hatte. Während der Nacht fiel so viel Schnee, dass man von der Alp

zu Tal fahren und die Molken auf der «Schleipf», einem einfachen Schlitten, ins Tal bringen musste. Das Kuhrücken kennt man auch auf anderen Alpen: Da stürmt plötzlich die ganze Herde in grosser Angst der Hütte zu. Dann gibt es Schneewetter. Auf der Alp Altsess jagt der *Trappli* den Tieren diesen grossen Schrecken ein. Dieser Poltergeist zeigt sich aber den Menschen nie.

Ein junger Mann aus Sevelen, der das Kuhrücken schon mehrmals beobachten konnte, von Geistern aber nichts wissen will, behauptet, dass das Vieh auf den Alpen schon einige Stunden vor Eintritt von Schneefall und Unwetter an geschützte Orte flieht; ganz ähnlich den Stubenfliegen, die schon einige Stunden vor dem Beginn von Regenwetter in Ställen und Häusern Unterschlupf suchen. Die Tiere gewahren solches eben vor den Menschen, die diese Erscheinung als «das Kuhrücken» bezeichnen.

 Kuoni 1903, S. 67.

● Der Oberhägler

Eines späten Abends stand im Loch der Handbub noch vor der Alphütte, als er vom Oberhag her ein Jauchzen vernahm. Weil es bereits dunkel war, glaubte er, dass sich jemand verirrt habe und sich so bemerkbar mache. Er gab also Antwort, indem er ebenfalls jauchzte. Hierauf erscholl sogleich ein weiterer Jauchzer, diesmal aber schon viel näher. Der Knabe liess sich auch wieder hören, und kurz darauf drang erneut der Ruf an sein Ohr, so nah, als ob er aus nur zwanzig Schritt Entfernung ausgestossen worden wäre.

Da erschien der Hirt unter der Tür und rief unwirsch: «Komm sofort in die Hütte herein!» Der Bub aber erwiderte aufgeregt: «Da muss einer vom Weg abgekommen sein. Ich habe ihn schon

3 Der Mittwoch (Wodanstag, engl. Wednesday) gilt bis in die jüngste Zeit als Unglückstag, an dem beispielsweise nie mit der Viehhabe zur Alp gefahren werden soll.

4 Dichterischer Ausdruck für «Gefahr».

von ganz nahe gehört!» Der Hirt aber befahl: «Gib dem keine Antwort mehr; der kennt sich da selbst aus!», und fuhr in der Hütte drin fort: «So, gib acht, bald haben wir anderes Wetter!» Und richtig, am Morgen fing es an zu regnen, und es regnete drei Wochen lang mehr oder weniger ohne Unterbruch.

Kessler 1991, S. 87f., Neufassung 2012, S. 29.

• Der grausame Senn

In der Obetweid musste ein Handbub tagtäglich Schlimmes durchmachen, weil er den Grausamkeiten eines gefühllosen Sennen ausgeliefert war. Nicht nur liess ihn der rohe Mann alle unangenehmen Arbeiten allein erledigen, nein, er plagte den Knaben zusätzlich bis aufs Blut. Grundlos misshandelte er ihn bei jeder Gelegenheit, quälte ihn mit Stockschlägen und liess ihn nur aus dem Schweinetrog essen.

Am Tag der Alpbefahrt erschien der übel zugerichtete Plutteri gegen Abend allein mit dem Vieh im Dorf, kaum noch fähig, ein Wort zu sprechen. In der Meinung, dass der Senn noch von Aufräumarbeiten zurückgehalten worden sei, fragte jenem zunächst niemand nach. Doch als er auch am nächsten Tag nicht herunterkam, machten sich einige Bauern auf die Suche nach dem Vermissten. Beim Anblick, der sich in der Alphütte darbot, standen den Männern die Haare zu Berg: Auf der Pritsche lag die leere Haut des Unmenschen, ohne Fleisch und ohne Knochen, ohne Blut und ohne Leben!

Kessler 1991, S. 81f., Neufassung S. 27.

• Die Geistersennen

Früher hiess es, dass auf der Obetweid nach der Alpbefahrt noch weitergesennt werde. Es wäre dann ein übermütiger, lärmiger Betrieb in der Hütte, es würde getrunken, gelacht und gejast. Irgendwann wollte ein Gamser Genaueres darüber erfahren und stieg in einer Herbstnacht zur entleerten Alp hinauf. Gegen Morgen kam er ganz verstört wieder ins Dorf zurück, und jeder



Die Gebäude der Gamser Alp Loch. Hier ist es ein geheimnisvoller Jauchzer, der den Wetterumschlag herbeiführt. Foto Hans Jakob Reich, Salez

sah, dass er sich verändert hatte. Er musste Furchtbares gesehen haben, wollte aber kein Wort darüber berichten. Noch gleichentags zog er in die Fremde und kehrte nie wieder heim.

Kessler 2012, S. 28.

• Vom Hans-Joas und seinen schrecklichen Buben

Vor Zeiten – noch gab es keine Wälder in unserer Gegend, weder auf Matug, noch am Berg und auch nicht im Palfris, und im ganzen Land wurde noch romanisch gesprochen – da stand auf Pejadam, jener sonnigen Mulde über Malans, ein wundervolles Berggut. Auch der Purlifenzboden gehörte dazu, samt der Liverenalp, die eine Art Maiensäss war.⁵ Haus und Stall mit einem prächtigen Garten davor standen neben dem Seelein, anliegend ein Baumgarten mit Birnen und Äpfeln, mit Kirschen und Pflaumen; nur Kastanien, Trauben und Nüsse gab es keine, denn dafür waren die Sommer dort oben zu kurz. Gegen Morgen⁶ hin gab es Äcker für Heidekorn und Hirse, für Roggen und Gerste, für Flachs und für Hanf. Alles andere gab Heu. Am Hang hinter dem Seelein sprudelte ein prächtiger Brunnen, eiskalt im Som-

mer, im Winter fast warm. Im Seelein und im Bächlein gegen Lafadarsch tummelten sich ellenlange Forellen.

Dem Teufel verschrieben?

Auf diesem Paradies lebte und arbeitete der Hans-Joas mit Knechten und Mägden, und auch die Alten hielten mit. Als es ihm zu wohl wurde, ging er jeden Samstagabend zur Lafadarsch-Beta zur Stubeti und heiratete sie dann. Mit ihr hatte er so manches Jahr ein Leben wie ein Fürst: kein Zins und keine Steuern! Alles, was man zum Leben brauchte, war da und noch viel mehr. Man musste es nur zur rechten Zeit *tacha-n un kalta* – einlagern und aufbewahren. Jene Kleinigkeiten, die man dazu noch kaufen musste, richtete man ohne Aufwand mit ein paar Schläglein⁷ Butter oder einem Käse, mit einem Rind oder einem Fohlen.

Aber *d Haja* – die Wiege –, welche die Schwiegermutter der Beta am Hochzeitstag geschenkt hatte – war leer – blieb leer, obwohl *a Totzat Goofa* – ein Dutzend Kinder – Platz genug gehabt hätte oben im Pejadam. Nur die Löffel, die fehlten noch.

Eines Abends sagte die Beta zu ihrem Mann und unterdrückte dabei ein paar Tränen: «Jetzt geht es ins neunte Jahr,

und immer noch haben wir kein Kind. Es ist *wia verbusarat* – wie verhext! Was hast du denn *poasgat* – Böses getan? Zündest du die Birkenkerzen⁸ noch an oder hast du etwa den im Tuuf⁹ verärgert, den Gröahüetler oder den auf Gresta¹⁰? Oder hast du etwa gar eine weisse Haselwurz unter der Türschwelle? Sag es mir bitte!« «Ich habe auch schon oft darüber nachgedacht, woran es liegen könnte», entgegnete der Hans-Joas nach einer Weile des Nachdenkens, «aber es ist mir nichts in den Sinn gekommen. Die Birkenkerze, ja, die habe ich vergessen, aber *i will si wider uffhaⁿ wia früener*. An Pfingsten holt der im Tuuf unten seine Milch, der auf Gresta weiss, dass er hier gehalten wird wie ein eigener, und dem Gröahüetler habe ich immer Platz gemacht auf der Alp, wenn er sich ankündigte mit seinen Kriegsleuten. *An däm chaⁿ s nid fäälä*. Ob eine Haselwurz unter der Türschwelle vergraben liegt, weiss ich nicht; es könnte ja sein. Ich selber bin einziges Kind geblieben, trotz des Wunsches des Vaters und der Gebete der Mutter. Morgen will ich die Türschwelle ausgraben und nachsehen, und wenn ich nichts finde, werde ich mich dem Teufel verschreiben. Ich will eine Stube voll Mädchen und Buben! Dann kann er mich haben, mit Leib und mit Seele, und ich werde mich nicht sträuben, wenn er mich holt!»

Neben den Schuhen

Die Beta springt auf, als ob sie eine Natter gebissen hätte: «*Herr Jessi!* Was sagst du? Dem Teufel verschreiben? Da weiss ich etwas Besseres: Morgen ist der längste Tag. Gib dem Gröahüetler das schönste Fohlen. Das ist der stärkste Zauber, den es gibt. *Das sait mir min Nini, dä hät s erfaara* – das sagt mir mein Grossvater, der das erfahren hat.»

Der Hans-Joas gab dem Teufel also keinen Bescheid. Aber am andern Morgen entfernte er die Türschwelle, fand aber nichts darunter. Dann hob er einen tiefen Graben aus, füllte ihn mit Steinen auf und setzte die Schwelle wieder darauf. Gegen Abend fing er das

schönste Fohlen ein und schlachtete es, als eben die Sonne untergegangen war. Der Knecht half ihm dabei. Dem schien es, der Meister sei ganz neben den Schuhen und auch die Meisterin: Im Sommer schlachten, und wie – das schönste Fohlen! Den Kopf abgehauen, die Beine und den Schwanz, die Blutrose¹¹, das Herz und die Eingeweide an einen Haufen geworfen, das Blut in einem kupfernen Kessel und das Fleisch in der Haut auf dem Scheitstock! Der Knecht staunte noch mehr, als ihn die Meisterin hiess, beim Abhang einen Holzhaufen zu rüsten, den der Joas, als es einnachtete, mit der Birkenkerze anzündete. Als es am schönsten brannte, warf er alles, ausser dem Fleisch, ins Feuer. Die Beta half mit. Den Knecht schickten sie weg: Er müsse dann am Morgen ins Tal und das Fleisch an die Armen verteilen. Mit Tannenästen hielten sie darauf das Feuer aufrecht, bis der *Calanda gghuitarat hät* – bis es hell wurde über dem Calanda. Dann liessen sie es niederbrennen, und als die Sonne erschien, löschten sie die letzte Glut mit dem Blut des Fohlens.

Am kommenden Pfingstmorgen holte sich der vom Tuuf seine Milch wie immer. Der Pejadim-Joas stellt ihn und fragt: «Wärst du nicht so gut und sagtest

mir offen und gerade heraus, ob wir – meine Beta und ich – wirklich keine Kinder haben dürfen? *Isch das ggspunna-n un knöpft¹²* – ist das gesponnen und geknüpft?» Fürchterlich erschrak jetzt das Tuufmannli, es stottert: «*In ds Grüzimues?¹³ Naiⁿ! In ds Grüzimues muossan-er nid! Aber –, aber –, oh jee!*» und rennt zum Oberlid hinaus *wia-n a ggschandti Chatz uss der Chuchi* – wie eine Katze, die etwas genascht hat in der Küche.

Einer gleich dem andern

Als der Mond wieder zunahm, sah die Beta um zehn Jahre jünger aus. Sie sang wieder wie zu ledigen Zeiten, und der Pejadim-Joas war reicher als der Kaiser von Rom. Neun Monate vergingen, da war die Wiege voll: zwei Buben! Das war eine unsägliche Freude, und der Vater konnte die beiden nicht genug *ggschoua*. Immer wieder kam er daher, mitten von der Arbeit weg, deckte die Wiege auf, freute sich am Geschenk und gab der Beta beim Fortgehen einen herzhaften Kuss. Als er seinen Nachwuchs einmal mehr so beschaute, sagte er zur Beta: «Es ist einer gleich dem andern; ich kenne sie nicht voneinander. Welches ist der Erste?» Die Mutter zeigte auf den einen. «Woran erkennst du sie denn?» «Du hast recht, sie

5 Diese Sage hat einen historischen Kern, denn die *Liverenalp* muss früher als Weide bewirtschaftet worden sein. Darauf weist nicht nur der Name hin – Stricker 1981 deutet den Flurnamen *Pejadim* als 'zuunterstes Gut' – sondern auch das Gelände mit zahlreichen Mauerspuren von Gebäuden im heutigen Wald. Schriftliche Quellen sind nicht bekannt, einzig das Geschlecht «Lifer» lässt sich im Wartau nachweisen (Mitteilung von Martin Graber). – Vgl. auch ACKERMANN, OTTO, *Die Alpen im Früh- und Hochmittelalter*, in: *Werdenberger Jahrbuch 1989*, 2. Jg., S. 35ff., besonders den Abschnitt *Die Liverenalp – eine abgegangene Alp im Wartauischen*, S. 41.

6 *Morgen*: Himmelsrichtung 'Osten'; *Abend* dementsprechend 'Westen'.

7 *Schlag Butter*: die Menge Butter, die in einem Arbeitsgang im Butterfass oder Ankenkübel fabriziert wird, etwa 1 bis 4 Kilogramm. Die Butter wird vor dem Verpacken durch Schlagen in eine Quaderform gebracht.

8 Siehe dazu das Kapitel «Ur- oder Heidenkerzen und ihre Macht», S. 196ff.

9 Siehe dazu die Sagen vom Tuufmannli, S. 105.

10 Es ist das Grestamannli; siehe dazu die Sagen «Das Grestamannli», S. 137ff., und «Der Alphirt», S. 139ff.

11 *Blutrose*: Fibrin-Gerinnsel, scheidet sich beim Schlagen des Blutes aus.

12 Der Brunnenkobold kennt das Schicksal der Menschen, das die Spinnerinnen bestimmt haben. Siehe dazu die Sagen vom Tuufmannli, S. 105, sowie die Einleitung zum Kapitel «Seltsame Begegnungen», S. 180ff., und die Sage «Die Spinnerin in der Learos», S. 182ff.

13 *Grüzimues*: Kinderlose Paare nehmen dort am Hexensabbat teil, vgl. die Sage «Der Tanz im Grüzimues», S. 53f.

gleichen einander aufs Haar. *Sogär d Schanzluis im Ggnigg* – den Leberfleck im Nacken – *hänn beid am gliachliga-n Ort, gliach groass un gliach rund*. Darum lege ich den Ersten mit dem Köpfchen gegen den Berg und den Zweiten gegen das Tal, sonst gerieten sie auch mir durcheinander.»

Ende Mai wurden sie getauft, einen Andreas und einen Mathis, *da Nini noo, wia s hüt no der Bruch ischt*. Bevor sie die Mutter den Gotten in die Arme gab, band sie dem Ersten einen Garnfaden um den Ärmel und machte einen doppelten Knoten hinein. Beim Taufstein flüsterten die Gotten dem Pfarrer die Namen vor, sonst wäre es böse herausgekommen, wenn sie der Pfarrer wechselt und es aus dem Andreas einen Mathis und aus dem Tis einen Tes gegeben hätte.

Wie eine wahre Mutter hatte die Beta ihre Buben so lieb wie das eigene Leben. Aber sie hatte es nicht leicht: die beiden Pejadimherren *hänn früo ds Kummidiara probiart* – übten früh das Kommandieren. Sie musste sich postieren, sonst hätte sie bald das Spiel verloren: Viel wurde geschrien, schlecht gesaugt und geschlafen! Sie aber hätte gerne das Hauswesen selber regiert und es nicht der Magd überlassen. Aber woher sich die Zeit nehmen? Nur ein klein wenig schlafen muss auch eine Mutter können, sonst gibt es böse Milch und noch mehr Lärm und Geschrei.

Von oberhalb des Zaunes

Eines Abends fragte der Vater: «Kennst du sie jetzt endlich voneinander?» Die Beta lachte: *«Jo, jo jetz phönn-i s* – jetzt kenne ich sie: Wenn du gut Acht gibst, hörst du es: Der Tesli kräht viel lauter. – Ich hätte sie gerne schon jetzt zur Ordnung erzogen, denn wie man sie gewöhnt, so hat man sie. Das aber ist eine schwierige Sache. Wenn es Zeit wäre, wollen sie nicht saugen und nicht schlafen. Das kann ich nicht brauchen, ich muss das anders anpacken, sonst könnte es mir verleiden.» Und schon legt der Tesli los, und der Tisli begleitet ihn. Die Beta nimmt sie aus der Wiege,

legt den Tesli an die linke Brust und den Tisli an die rechte. Saugen? Bewahre! Zappeln und treten, schreien und sperren mit Händen und mit Füßen! Der Pejadim-Joas schaute zu und staunte: «Das ist barlötige Missgunst, jeder meint, er käme zu kurz. Leg den Tisli in die Wiege und gib dem Tesli allein die Brust. Der begann zu ziehen wie wild, *un ds Brüoderli hät müassa baita, tüormuula un schträmpfla* – es hatte zuzuschauen und zu strampeln, bis der Tesli fertig war. Dann mochte er – richtig – auch, *uuni vil Flänz* – ohne viele Umstände – und alles war wieder im Blei und hatte seine Ordnung.

A *Wili druf* – etwas später fragt der Vater: «Aber ich kenne sie noch immer nicht voneinander. Das kann ich auf die Dauer nicht haben; man wird sie zeichnen müssen wie die jungen Geissen: in die Ohren einen Schnitt von unten herauf oder von oben herab eine Kerbe.» Jetzt lachte die Beta: «Dass wir oberhalb des Dorfzaunes wohnen¹⁴, weiss die ganze Gemeinde, aber das machst du mir nicht! Wir würden ja zum Gespött und müssten uns bestimmt in alle Ewigkeit schämen. Sobald ich Zeit finde, stricke ich dem Tesli eine blaue Kappe und eine rote dem Tisli, dann sind sie auch gezeichnet.» Dem Vater war es so auch recht, aber es traf hie und da ein, dass beide miteinander umherkrabbelten und ihre Kappen verloren; dann musste die Beta wieder *uf d Schälla-n abschtella* – auf das Schreien Acht geben.

Zwängherren

Bis das erste Jährchen vorbei war – für die Beta war es ein langes Jahr – lernte sie allerhand, nicht nur wickeln und baden, stillen, plaudern und singen. Nein, sie lernte auch, zwei böse, gewalttätige Bürschchen *«in der Furi z haⁿ un am Neschtel»* – unter der Knute zu halten. Ihre Mutter, die Lafadarsch-Trina, sagte ihr, als sie klagte: «Es ist wichtig, sich zuerst richtig zu besinnen, was recht sein muss, darauf bestehen und beharren, den kleinen Zwängherren nie nachgeben, sonst hast du verspielt,

dann bist du verkauft, bist nicht einmal mehr Magd, bist nur noch Sklavin!» Das war die ganze Theorie.

Ds Raga hät s-na uistribä mit ama Gätzi volla chalt Wasser flätig ins Gsecht – das Schreien trieb sie ihnen aus mit einer Kelle voll kalten Wassers mitten ins Gesicht und einem Schlag auf den Hintern – *en Chlapf uf ds Fütla* – als Zugemüse. Dann schnappten sie wieder zurecht. Als es der Tisli wieder versuchte, und sie mit dem Gätzi aus dem Becken einen Schöpf nahm, war es schon vorbei; *as hät a kein Gutz prucht* – es brauchte kein kaltes Wasser ins Gesicht. Wenn der eine oder der andere nichts als zörnelte und zwängte, flattierte sie ihm ein Weilchen, zeigte ihm farbige Steine, eine Blume oder *an Pipolder* – einen Schmetterling. Wenn es half, war es recht, sonst nahm sie ihn und legte ihn auf das Kissen in der Wäschezeine. Und wenn er immer noch nicht aufhören wollte, ging sie hinaus in die Küche oder in den Garten. Dann schnupfte er noch ein Weilchen, nahm dann den Daumen in den Mund und schlief bald ein wie das bravste Kind.

Zanken, kratzen und beißen

Im zweiten Sommer kamen die beiden *uf d Baiⁿ* – sie lernten laufen; immer aber hatte man sie zwischen den Füßen. Das ginge noch an, denn das ist bei allen Kindern so. Aber dann begann das Zanken, *ds Tschuppa, ds Chretza-n un ds Biissa* – das Haarereissen, das Kratzen und Beißen. Da wurde die Beta Vermittlerin. Zuerst wehrte sie nur ab, gab demjenigen, der begonnen hatte, *ötscha-n an Hoorrupf oder an Chlapf* auf den Hintern. Aber meistens war das erst recht gefehlt, denn jeder meinte, es geschähe ihm zu grösstem Unrecht. Dann sperrte sie den einen in den leeren Saustall und den andern in den Zustall, einen Holzverschlag. Da konnten sie nun kopfen, bis sie wieder friedlich waren, wenn man sie zusammenliess.

«Könntest du nicht», sagte einmal der Hans-Joas bei einem solchen Theater, «das etwas anders machen: denjenigen, der nicht schuld ist, in Schutz neh-

men und ihn trösten mit einem Apfelschnitt oder mit einer Nuss, und den andern zuschauen lassen? Probier es doch aus!» «Das habe ich schon lange versucht und gesehen, *ass as mündler as nüt isch* – dass es noch schlimmer ist. Im Grunde genommen tragen nämlich immer beide die Schuld, nicht nur der eine oder der andere. Du siehst halt nicht alles, wenn du fort bist. Ich aber habe es ständig vor Augen, *mir goot s nid nu an d Juppa* – an den Rock, mir schlägt das aufs Herz.»

Viel Birkenholz

Ein paar Jahre später kam die Beta dazu, wie die beiden Spitzbuben einen Wurm in kleine Stücklein zerschnitten und mächtig Freude zeigten, wie sich jedes Stümpchen wehrte, als ob es ein ganzer Wurm wäre. «Wartet, ich will euch helfen, ihr bösen Tierchenplager! Einen Wurm darf man töten, wenn er die Setzlinge im Garten schädigt, aber nicht verteilen wie den Mörder unter dem Galgen. Nehmt euch in Acht: Der Gröahüetler wird euch holen! Gebt sie den Hühnern, so ist es vorbei!» Das aber wollten sie nicht, denn sie hätten gerne gewusst, wie die Würmer *schrousen* – schreien! Das gab der Mutter einen Stich. Sie holte *d Bäsi Greata* – die birkene Fitze –, nahm den einen um den andern *beim Chrips* – am Kragen – *un hät s gwammsat* – und bläute sie durch. Auf das mörderische Geschrei kam der Vater daher: «*Ho, ho! Scho wider wammsa?* Du brauchst mir etwas zu viel Birkenholz. Tierchen soll man nicht plagen, da sind wir einer Meinung. Aber immer nur durchhauen? Buben haben noch immer Streiche gespielt, die man lieber nicht gesehen hätte! Aber nicht immer nur dengeln, hie und da auch mähen!»¹⁵

Da wurde die Beta weiss im Gesicht und richtete sich auf wie ein Landsknecht: «So, du willst ihnen noch helfen? Was willst du denn eigentlich mit deinen Buben? Sollen aus ihnen Männer werden oder Henker? Solche Plaggeister banne ich mit dem Stock, so merken sie wenigstens ein kleines Biss-



Sonnige Mulde und ein einst wunderbares Berggut: Pejadim, wo der Hans-Joas mit Knechten und Mägden lebte und arbeitete. Foto Hansjakob Gabathuler, Buchs

chen, was Schmerzen sind! Du wirst sehen, deine Gutmütigkeit wird dir in den Garten wachsen und du bindest dir eine schreckliche Rute. Die ziehen dir eines Tages die Haut über den Kopf und lachen dich aus, wenn du vor Schmerzen *zännischt* – Grimassen schneidest.» «Ein Stück weit hast du bestimmt Recht», musste der Joas beipflichten, «aber so tintenschwarz ist es doch nicht, wie du es malst. Wenn eines Tages der Verstand kommt, wird sich manches von selbst ebnen.» Und die Beta gibt zurück: «Das wird etwa so sicher kommen, wie das Neujahr im Sommer! So lang mag ich nicht warten.»

Die Hölle auf Erden

Als die beiden zwölf Jahre alt waren, hatte der Hans-Joas zwei fertige Spitzbuben und Leidwerker und das Pejadimparadies war zur Hölle auf Erden geworden. Freilich, vor der Mutter versteckten sie vieles, aber sie sah trotzdem noch genug: Die schönsten Blumen im Garten köpften sie, aber die Disteln liessen sie stehen, die Katzen plagten sie, bis sie nur noch bissen und kratzten, und den Hund, bis er nur noch vor ihnen floh. Den Fliegen, Käfern und den Schmetterlingen rissen sie die Beine und die Flügel aus. Vogelnester

wurden ausgenommen, die Fische im Seelein an Land geworfen und sie schnappen lassen, bis sie sich nicht mehr rührten, dann wieder ins Wasser gelegt und lachend zugesehen, wie lang es ging, bis sie sich wieder erholt hatten.

Die Zicklein und die Lämmer lehrten sie aufeinander losgehen und das Fohlen beißen und ausschlagen. Die Mägde und Knechte plagten sie bis aufs Blut; niemand mehr wollte sich einstellen lassen. Am Abend beim Eindunkeln steckten sie hölzerne Böglein über den Fussweg oder Schlingen und das Gras banden sie zu Büscheln zusammen, dass man nachts darüber stolperte. Einen Zuber Wasser stellten sie zuoberst auf die Treppe, oder eine Leitersprosse wurde halb durchgesägt; dem Vater trieben sie am Wagen die Schleife zum Bremsen auf anstatt zu, stiessen den Wagen vorwärts, anstatt ihn aufzuhalten! An jedem Tag gab es wieder etwas Neues, aber doch immer war es das

¹⁴ *Oberhalb des Zaunes* wohnen die Hinterwäldler.

¹⁵ Sensen gehen durch ständiges Dengeln kaputt, wenn man sie nie zum Mähen braucht: Analogie zum «Züchtigen und Erziehen».

Gleiche: *Wo-n i vüurig biⁿ, blib i; un was da Lüt zwider isch, das trib-i* – Wo ich nichts nütze, da bleibe ich, und was den Leuten ein Gräuel ist, das treibe ich!

Mäusedreck in der Milch

Während eines bösen Unwetters fragte einmal ein altes, barfüssiges Mannli die Hans-Joas-Buben, ob es bei ihnen unterstehen könne, bis sich das Wetter verzogen habe. Sie aber waren dagegen und richteten ihm gar den Hund nach. Der aber schwänzelte nur und begriff gar nicht, warum er das Mannli verjagen sollte. Jetzt aber beehrten sie so laut auf – gegen den Hund und das Mannli –, dass die Mutter darauf aufmerksam wurde. «So benimmt man sich doch nicht!», mahnte sie die Buben und sagte zum Mannli: «Doch, doch, ihr habt hier Platz genug. Tretet ein in die Stube und nehmt etwas Milch!» Sie begaben sich hinein und die Beta schenkte ihm ein. Auch die Buben kamen, denn fremde Gäste waren rar geworden auf Pejadim.

Der Tesli kriecht unter den Tisch und kitzelt das Männchen mit einem Heuhalm immer wieder an den Füßen. Es glaubt, es sei eine lästige Fliege und will sie mit einem Fusstritt verscheuchen. Dabei tritt es dem Tesli genau in ein Auge. *Das hät kiⁿda, potz Welt!* – Das gab ein schönes Reklamieren! Bei diesem Spektakel wirft der Tisli *verschmüchterwis* – heimlicherweise Mäusedreck in die Milchtasse des Mannlis. Als es deshalb *schpöötzt un pfochat* – spuckt und sabbert –, lacht auch der Tesli wieder, aber nicht lange: die Mutter teilt *Chlai-pha* – Ohrfeigen – aus, reisst ihm den Heuhalm aus den Händen, wirft ihn ins Feuer, nimmt dem Mannli die Milch weg und gibt ihm frische in einem sauberen Geschirr. Aber die unerzogenen Buben kichern weiter, *hän dä munzig Gascht uf der Mugg* und spotten über ihn. Als das der Mutter zu dumm wird, sperrt sie beide in den Zustall, damit endlich Friede einkehrt.

Gleich aber kam der Vater dazu und meinte, das ewige Einsperren nütze doch nichts, *sa lützel as ds Driⁿschluuⁿ* –

so wenig wie das Dreinschlagen. Sie soll es doch einmal mit Güte versuchen, nicht immer nur mit der Rute. Die Beta aber gab zurück: «Bring mich nicht zum Lachen! Du hast keine Ahnung, wozu die beiden fähig sind. Nein, Joas, das mache ich nicht mehr lange mit; es ist mir verleidet. Erziehe sie selber, dann wirst du sehen, dass sie dich nur für dumm verkaufen und glauben, du hättest noch Freude daran!» Das Mannli schaute und hörte zu, trank die Milch aus, dankte und sagte im Fortgehen: «Kleine Kinder, kleine Sorgen, grosse Kinder, grosse Sorgen! *Hänn Sorg* – Tragt Sorge!» – «Wer war denn das schon wieder?», fragte der Joas. «Ho, hast du ihn nicht erkannt? Das war doch der ab der Gresta.»

Wie Neros Fackeln in Rom

Eines Morgens, in der Käferzeit, sagte der Hans-Joas zu seinen Buben: «Gestern, als ich abends spät aus dem Tal heraufgestiegen kam, flogen die Maikäfer wie wild dem Berg zu. Vielleicht sind sie bis zu uns heraufgeflogen. Seht nach, ob sie die Zwetschgenbäumchen befallen haben! Schüttelt sie herunter und gebt sie den Hühnern zum Frass, so legen sie *güschtige* – schmackhafte – Eier!» Die Buben guckten einander nur an und waren gar nicht erpicht auf diese Arbeit, so dass der Vater mit ihnen die Bäumchen schüttelte. «Lest sie sofort zusammen, sonst fliegen sie wieder davon!» Die beiden aber wollten nicht recht *aⁿphagga* – mit der Arbeit beginnen. Als aber da und dort einer der Käfer auffliegen wollte, schlugen sie drauflos, rissen ihnen die Flügel aus und warfen die Krabbeltiere den Hühnern vor, die sie sofort aufpickten. Einige aber behielten die beiden zurück und banden sie mit einem Faden an einem Beinchen fest. Es gefiel ihnen, wie sie aufflogen, am Faden zerrten, ins Gras zurückfielen und schnauften und pumperten wie der Blasbalg in der Schmiede.

Jetzt fällt dem Tes ein weiteres Schelmenstück ein: Er reisst einem der Käfer die Flügel aus, biegt den Leib zusammen, das Hohle aufeinander und sticht

einen Schwarzdorn durch die Ecken, damit es eine Schlaufe gibt. In diese steckt er ein glattes, dünnes Rütlein und an den Schwarzdorn einen zweiten Käfer, dem er ein Hinterbein am Knie abzwickt und den Dorn in das Dicke steckt. Der Käfer wehrt sich, er will fliehen und fliegen, aber er ist ja schrecklich angebunden, wie ein Räuber auf dem Rad. Jetzt fliegt er auf und surrt um das Rütlein wie ein Reibestein auf seinem Bett. Da kommt Freude auf bei den beiden Lümmeln! Eine ganze Reihe von Käfern richten die beiden so zu, und die Rütlein stehen wie Neros Fackeln im alten Rom.¹⁶

Beim Nachtessen erzählten die Buben von Käfermühlen und meinten, sie wollten denn keine Eier essen, denn es habe Käferflügel drin. Der Vater lachte sie aus, das habe nichts zu sagen, die seien gut gesiebt worden, es habe sicher keine mehr in den Eiern. Aber die Mutter wunderte sich: «Käfermühlen, was ist denn das wieder Neues?» «Geh nur und sieh nach, eine ganze Reihe steht aufgesteckt.» Nach dem Essen schaute die Beta nach. Sie wurde beinahe vom Schlag getroffen, als sie die «Mühlen» sah. Sie dachte an Golgatha¹⁷, gab die Käfer den Hühnern zum Fressen und die Rütlein in den Ofen. *Si hät numma kiibat un d Bäsi Gresta hät Ruob kaⁿ* – sie wies die beiden nicht mehr zurecht, und auch die Rute hatte ihre Ruhe!

Als am andern Morgen der Worza-Chäp¹⁸ bei ihnen vorbeischaute, fragte ihn die Beta, ob er ihr nicht eine weisse Haselwurz mitbringen könne. Der Chäp sperrte die Augen weit auf, da das ein Mittel gegen unerwünschten Nachwuchs war, und meinte dann: «Doch, du kannst eine haben, du musst aber warten bis Mitte August, denn jetzt haben sie noch keine Kraft.» Die Beta wartete und hob dann mit dem Zapi¹⁹ die Türschwelle an, legte die Haselwurz darunter und gewährte dabei, dass schon eine darunter lag!

Der Wald ist ihre Welt

Von der Arbeit – *vom Schaffa und Wercha* – hielten der Tis und der Tes nicht

Girenspitz, Schafhalde und Flida-chöpf vom Chamm. Unter den Chöpf wurde noch bis ins 20. Jahrhundert Wildheu eingebracht.

Foto Hansjakob Gabathuler, Buchs



viel, und als sie gegen zwanzig Jahre alt geworden waren, wollte sie die Beta etwa einspannen in Acker und Garten zum *Falga un Charshta* – zum Jäten und Hacken –, im Schopf zum Stocken und Scheiten, zum Heuen, zum Körnen²⁰ und zum Dreschen. Es würde auch nicht schaden, wenn sie dem Vater etwa hülften im Stall, und um das Melken zu lernen, sei keiner zu jung.

Für die Pejadimbuben aber war der Wald ihre Welt. Der Vater ging hie und da mit ihnen, zeigte ihnen, welche Beeren man essen darf und welche nicht, welches Holz für Bretter taugt, für Balken, für Kufen und Räder; er warnte sie vor dem Bär und dem Wolf, vor der Kupfernatter und vor dem Adler, sagte ihnen, wie man die listigsten Füchse fängt, die Hasen und die Rehe, wo man sich unterstellen könne, *under-n a Schupfa* oder *under-n a Buocha*, wenn ein Wetter aufkäme mit Hagel und Blitz: nie aber *under-n an Grotza* oder *an Aich*. Am liebsten aber schlichen sie allein dem *Tannrolli* – dem Schwarzspecht – nach, den Urhühnern mit ihren Jungen, dem Spielhahn und dem *Pfochrapp* – dem Kolkkraben –, den Hasen und Hirschen.

Kein Lot Verstand

Auf einer solchen Fahrt hörten sie, wie einer *Hülfi* rief; sie aber beachteten es nicht, denn sie mussten zuschauen, wie eine Füchsin ihren Jungen einen Schneehasen brachte und wie die ihn brüderlich teilten. Wie aber das Rufen nicht aufhörte, hielten sie endlich Nachschau und fanden einen Mann, dem ein Stein, der aus der Felswand gebrochen war, das Bein über dem Knie abgequetscht hatte. Das Beinrohr ragte aus einem Loch in den Hosen fast handbreit hervor und blutete stark; ein ganzes Bächlein Blut versickerte im Schutt. Der Mann war kreideweiss, drückte zuweilen die Augen zu wie ein Toter, gleich aber sperrte er sie wieder weit auf und rief um Hilfe. «*Was pääg-gischt a soa?*», schnauzt ihn der Tis unwirsch an, und der Mann stöhnt: «O helft mir doch! Schaut mein Bein an! Um Gottes Willen, seid so gut und bringt mich nach Hause!» «Jetzt macht der doch wegen seinem Bein ein solches Spektakel», höhnte der Tes, «wir haben geglaubt, du hättest Zahnweh; darum haben wir uns so höllisch beeilt. Wenn es nichts Schlimmeres ist, bessert

es schon wieder. Heile, heile Segen, drei Tag Regen, drei Tag Schnee, tut dem Mannli nicht mehr weh! – *Dära Brööl loht ma nid ab wägat ma Chratz!* – Ein solches Gebrüll verführt man doch nicht wegen eines Kratzers!» Dazu lachten die beiden Galgenvögel und liessen den Mann in seinem Blut liegen.

Als sie das am Abend erzählten, wurde die Mutter beinahe ohnmächtig und der Vater sprang auf, hieb mit der Faust auf den Tisch und brüllte sie an: «Was? Liegen gelassen habt ihr ihn? O, ihr hölzernen Unfläte! Kein Lot Verstand und kein Herz!» «Jo – jo – was hätten wir denn tun sollen? Er wäre uns doch zu

16 *Neros Fackeln*: 64 n. Chr. brach in Rom ein grosser Brand aus, der einen Teil der Stadt vernichtete. Kaiser Nero liess Christen, denen er die Schuld für den Grossbrand unterstellte, als lebende Fackeln verbrennen.

17 *Golgatha*: Hügel bei Jerusalem, wo Jesus gekreuzigt wurde.

18 Siehe zu diesem die gleichnamige Sage «Der Worza-Chöp», S. 223 ff.

19 *Zapi*: Holzerwerkzeug zum Fortbewegen geschlagener Holzstämmen.

20 *körnen*: mundartlich für 'Einbringen und Dreschen des Korns'.

schwer gewesen!» «Heim kommen und berichten! Aber nicht erst am Abend! – Den holt man jetzt aber auf der Stelle. Bringt vier Birkenkerzen, aber von den grössten! Der Knecht nimmt den Schlitten, ich die Axt, eine Blahe und einen Strick. Der Hund kommt auch mit uns, wir sind vielleicht noch froh um ihn.»

Still, steif und kalt

Durch die Maiensässe hinauf war dem Weg gut zu folgen, im Wald aber war es stockdunkel, und die Kerzen leuchteten nicht weit. Der Alte beeilte sich, und die beiden Buben schwitzten. Der Tes setzt sich plötzlich hin: «Ich kann nicht mehr!», und fängt an zu heulen wie ein verirrttes Kind: «*As förch mer!*» «Was fürchten?», brüllt ihn der Vater an, «auf und sofort weiter! Warte nur Bürschchen, ich will dir Beine machen! Schäm dich!»

Jetzt nahm der Joas den Hund an die Leine und befahl: «Such den Mann, such!» Zuerst beschnüffelte der Hund den Knecht und die Buben. Dann suchte er am Boden eine Spur, fand aber vorerst nichts. Jetzt aber setzte er die Nase in den Wind, bellte kurz und wollte im Sprung davon. Es dauerte gar nicht lange, bis er stehen blieb und Laut gab, und als sie richtig leuchteten, lag vor ihnen der unglückliche Mann, still, steif und kalt! Es war der Plattaheri von Fontnas, der in der Flida oben Wildheu einbringen wollte.

Der Hans-Joas nimmt den Hut in beide Hände und betet: «Behüt uns der Herrgott vor Wasser und Feuer, vor Rufen, Lawinen und Steinschlag und vor einem schrecklichen Ende! Wenn du das aber nicht willst, so bereite uns eine selige Sterbestunde, Amen!» Dann luden sie den Leichnam auf den Schlitten, deckten ihn mit der Plahe zu und brachten ihn hinunter nach Fontnas. – Einmal mehr hatten die Buben Glück: *Wänn das der Gröähüetler ggseaⁿ het! Matar nid draⁿ tängga!*

Da hilft kein Doktor mehr

Die Untaten ihrer Buben liessen die Mutter Beta vorzeitig ergrauen. Nach

solchen Tagen war sie krank, todkrank: Sie mochte nicht essen, nicht arbeiten und nicht mehr denken; alles war ihr egal. Im Stillen aber weinte sie oft, fand ganze Nächte lang keinen Schlaf und betete für ihre Buben. Nach und nach schwachte sie ab, der Rücken krümmte sich, als ob sie schon neunzig wäre. Ihr einst frisches Gesicht, früher einer Rose gleich, wurde gelb mit *am-a Ziggli* – einem Stich – ins Grüne, und ihre Beine konnten sie kaum mehr tragen: Von der stolzen Lafadarsch-Beta war nur noch ein Schatten geblieben!

Eines Morgens, als es Zeit gewesen wäre, um aufzustehen, sagte sie zu ihrem Mann: «Heute kann ich nicht aufstehen! Ruf die Buben!» Aber die beiden blieben verschwunden. «Ich hole den Doktor», sagte der Hans-Joas, «ich bin bald wieder zurück.» «Nein, Joas, bleib bei mir; es ist bald überstanden. Mir hilft kein Doktor mehr. Was eine Mutter zu tragen vermag, habe ich getragen! Zünde eine Kerze an und bleib bei mir, *bis i das o an a Bort haⁿ* – bis ich auch das zu Ende gebracht habe!» Der Hans Joas entzündete eine Birkenkerze und wartete. Wie ein Kind in den Armen der Mutter entschlief sie – der Pejadam-Joas war allein!

Zu starker Wildgeruch

Als man den Buben am Abend berichtete, ihre Mutter sei gestorben, meinte der Tis zum Tes: «Eine gescheite Mutter war sie, ein Ausbund, aber heute hat sie das Klügste gemacht. Vorbei ist jetzt der ewige Ärger mit ihr, und die Rute hat endlich auch ihre Ruhe!» – Auf dem Kirchgang ging der Vater zwischen den beiden Buben hinter dem Sarg her. *Beid hänn tudarat un trildarat wia an ara Chilbi* – beide sangen leise vor sich hin und trällerten wie an einer Chilbi – und als sie an der Schmiede im Tobel vorbeikamen, meinte der Tes: «Du, Vater, jetzt hast du noch das Wichtigste vergessen: *Du häsch der Giger nid pschtellt uf hüt Obat!*»

Nach dem Trauergottesdienst zieht der Hans-Joas mutterseelenallein dem Pejadam zu. Oberhalb Malans, auf dem

Rüfilochstein, setzt er sich und weint, studiert und sinnt über seine hoffnungslose Lage. Als die Sonne hinter dem Chamm untergeht, ruft er dem Gröähüetler: «*Bis sa guat un zof-mer miⁿ Buoba, i mag-na nid Maischter!* – Sei so gut und erziehe du meine Buben; ich werde ihnen nicht mehr Meister!» Schon kommt er auf seinem glänzenden Schimmel daher geritten und – winkt ab: «*Dära Hütli chan-i nid walcha, dia wildalan z rooss* – solche Häute kann ich nicht bändigen, die riechen zu stark nach Wild.» Der Hans-Joas erschrickt über diesen Bescheid und ruft dem Teufel, er soll ihm zu Hilfe kommen. Der aber sagt ihm kurz und trocken, solche Kerle könne er nicht brauchen, die brächten ihm seine Grossmutter *z chorzam* – in kürzester Zeit – unter den Boden! *Jetz hät der Hans-Joas ggwüsst, was lant s* – Jetzt wusste er, was es geschlagen hatte!

Im Kreuz erwischt

Oben im Pejadam machte der Hans-Joas alles wieder allein mit Hilfe seiner Magd und mit seinem Knecht – aber nicht mehr wie früher. Er konnte kaum mehr arbeiten, sass viel herum, hielt sich den Kopf, vergass das Melken und Tränken der Kühe, das Denken und das Essen. Der Knecht musste ihn immer wieder *stupfa-n un aⁿ luuⁿ* – auf die Arbeit hinweisen. Die Buben waren kaum mehr zu Hause; sie kamen nur noch dann, wenn sie Hunger hatten. Im Herbst meinte der Knecht, man sollte noch Holz zubereiten für den Winter. Er wüsste noch eine dürre, stehende Fichte – *a Ruuⁿna* – unter der Guferenhalde. Sie ergäbe auch noch viel Werkholz zu allerhand Geschirr. Man könnte sie fällen und mit nach Hause nehmen, jedenfalls einen Teil davon. Dem Hans-Joas war das recht.

Anderntags zogen sie in den Wald und machten sich an die Arbeit. Über dem Wurzelstock war die Fichte bereits stockrot und angefault und fiel darum früher, als sie geglaubt hatten. Sie erwischte den Meister im Kreuz, deckte ihn halb zu und zerquetschte ihm die



Der steinerne Hans-Joas: Ein haushoher Felsblock unterhalb der Flida erinnert an den unglücklichen Vater schrecklicher Buben.

Foto Hansjakob Gabathuler, Buchs

Knochen. Der Knecht versuchte, die dürre Fichte mit einer Latte zu heben und wegzudrehen; sie war ihm aber zu schwer. Er wollte den Meister ausgraben, aber der lag auf einer grossen Steinplatte. Allein konnte er nichts verrichten und eilte deshalb um Hilfe aus, hinunter ins Gernolf.

In dieser Zeit riss der Hans-Joas in seinen wahnsinnigen Schmerzen alles um sich herum aus, was er zu erlangen vermochte: Heidelbeerstauden, Beinweiden, Enzianbüschel, Johanniskrautstauden samt dem Gras, und auch das *Bitzli Härt uf am Stai*ⁿ – das Bisschen Erde auf dem Stein kratzte er sauber weg, bis er keine Fingerspitzen mehr hatte. Wenn er ruhen musste, *hät er Brööl abglu*ⁿ *wia-n a wilds Tiar* – stiess er Schmerzensschreie aus wie ein wildes Tier.

Der steinerne Hans-Joas

Plötzlich guckten hinter einer Staude seine beiden Buben hervor und sahen ihren Vater unter der *Ruu*ⁿ*na* liegen. Man sollte meinen, sie wären erschrocken und hätten begonnen, den Stamm zu zersägen und so den Vater zu erlösen. Bewahre! Sie fragten nur, ob er Schmerzen habe und suchten die Mittagstasche und die Mostflasche! Dann begannen sie zu essen und zu trinken wie die Herren. Der Alte mochte nichts dazu sagen; er schloss die Augen, damit er seine Buben nicht ansehen musste. Die Lippen klebten ihm an den Zähnen vor Durst, aber keinem wäre es in den Sinn gekommen, dem Unglücklichen nur ein Schlücklein Most zum Trinken zu geben, und sie darum bitten, das mochte er nicht.

«Weisst du noch», sagte der Tes, und schnitt sich ein Stück Speck ab, «was du uns gesagt hast, wenn wir etwa gestolpert sind und uns an den Steinen die Nase blutig geschlagen haben? Mit Umfallen lerne man laufen! Jetzt könnte ich dir auch sagen, *mit Underichuu*ⁿ *läрни ma besser Sorg ha*ⁿ! *Ha-ha!*» Und der Tisli meinte: «*Jetz hät s der Sorgheber sälber erwünscht, wia-n a Muis in der Falla!* Wenn jetzt ein Bär käme, würde nicht einmal das Kätzchen fehlen! Das wäre ein Zuschauen!»

Schsch! – *Der Gröahüetler! Wia-n-an Trüllwinn* – wie ein Wirbelwind! «*Wänn dir dini Buoba nid hälfan, will der i hälfa. I mach di zu Stai*ⁿ! *Dänn cha*ⁿ *der d Ruu*ⁿ*na nüt toa un dia rässa, schpitzi-ga Wort vu*ⁿ *dina Buoba-n o nid!* – Ich helfe dir und mache dich zu Stein, so dass dir weder der Baumstamm noch die bösen Worte deiner Buben etwas anhaben können.» – Als der Knecht endlich mit der Hilfe kam, fanden sie nur die dürre Fichte, angelehnt an einen haushohen Felsen.

Heute ist der Brunnen im Pejadim versiegt, das grüne Seelein *a Gülla* – ein trübes Wasserloch – und das Lafadarschbächli ein Holzries; von Haus, Stadel und Speicher, von Acker und Garten *kai*ⁿ *Aⁿggmöö*^l – nicht das Geringste, alles *nu no a magari Tratt* – eine magere Viehweide, und die ganze Livenalp wieder Wald. Aber noch heute schaut der versteinerte Hans-Joas über sein Pejadim herunter, und seine schrecklichen Buben köpfen weiterhin die Blumen im Garten, plagen die Tierchen bis aufs Blut und graben den Alten das schwarze Grab, bis es dem Schimmelreiter zuletzt zu dick wird und er dieses *Souphagg endgültig uisgguntnat*²¹ – ausrottet!

Gabathuler 1938, S. 82ff.

²¹ *uisgguntna*: Wenn mit dem Vieh vom Berg ins Tal gefahren wird, werden die mit dem *Ggunta* am Krippladen befestigten Halsketten mitgenommen; hier im übertragenen Sinn: 'für lange Zeit einen andern Aufenthaltsort anweisen'.